

# Deutsche Post

Erscheint wöchentlich einmal, Sonntags.  
Preis der Einzelnummer sechs Pfennig. — Zu beziehen durch die Postträger und Straßenverkäufer. — Bei Postbestellung nach auswärts einschließlich Zustellungsgebühr vierteljährlich 90 Pfg.  
Anzeigenpreis: Die sechsgepaaltene Kleinzeile 30 Pfg.

Herausgegeben von  
den Lodzer Deutschen.

Schriftleiter: Adolf Stähler, Lodz, Evangelische Straße 5  
Sprechstunde wochentags von 11—12 Uhr.  
Zeitungsabgabestelle: Petrikauerstraße Nr. 85.  
Anzeigenannahme: Evangelische Straße Nr. 5.

Nr. 24.

Sonntag, den 5. Dezember 1915.

1. Jahrgang.

## Zum morgigen Gedenktag.

Morgen fährt sich der Tag, an dem zum dritten Male die deutschen Truppen in unsere Stadt einzogen, das letzte Mal nach neunzehntägigen erbitterten Kämpfen, die rings um Lodz ausgefochten wurden.

In einer vor acht Tagen herausgegebenen Gedenknummer haben wir Erinnerungen an die vorjährigen Ereignisse und die gegenwärtige Stimmung festgehalten. So bleibt uns nun zum eigentlichen Gedenktag wenig zu sagen übrig, es müßte denn die Aeußerung unserer Dankbarkeit gegen die heldenhaften deutschen Truppen sein, die uns nach den schreckensvollen Wochen vor einem Jahre neue Lebensmöglichkeiten gesichert, durch ihr unaufhaltsames Weiterbringen die Schaffung einer neuen besseren Grundlage für unser städtisches Leben ermöglicht haben.

Die neue Selbstverwaltung hat die Einwohner unserer Stadt erst zu wirklichen Bürgern gemacht. Wo früher der russische Beamtenabsolutismus unumschränkt herrschte, können heute gemeinsam mit den von der deutschen Regierung eingesetzten Verwaltungsbehörden Bürger unserer Stadt aus allen Ständen und Nationalitäten für das Gemeinwohl wirken. Das ist ein gewaltiger Fortschritt. Und wenn da auch manches noch nicht so ist, wie man sich wünschen mag, wie man sich denken kann, wenn man westeuropäische Kultur kennt, so halte man sich immer vor Augen, daß alles, was bisher geschehen ist und geschieht, ein Anfang ist und daß jede, auch die bestorganisierteste und ernsthafteste arbeitende Verwaltung erst dann ganz leistungsfähig wirken kann, wenn die Bewohnerschaft die neue Ordnung anerkennt, sich ihr nicht nur fügt, sondern selbst freiwillig hilft, die im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt getroffenen Anordnungen zu erfüllen. So weit ist die gesamte Bewohnerschaft unserer Stadt leider noch nicht. Es gibt noch viele, die aus alter Gewohnheit auf ungeraden Wegen gehen, um ihre Geldbeuteltinteressen gegen das Allgemeinwohl auszuspielen. Das Dasein solcher Elemente erschwert den städtischen Behörden die Arbeit natürlich unendlich. Es verkehrt manche Maßnahme, die zweifellos im öffentlichen Interesse liegt und in geordneten Gemeinwesen sich trefflich bewährt hat, halb ins Gegenteil. Aber das beeinträchtigt nicht die feststehende Tatsache des Wohlwollens der Behörden gegenüber der Bevölkerung.

Es ist im Rahmen eines Zeitungsartikels unmöglich, aufzuzählen, was auf den verschiedensten Gebieten friedlicher Arbeit hinter der Front in diesem neuem Jahre alles geleistet worden ist. Man kann nur andeutungsweise einiges erwähnen.

Es hat bei Kriegsausbruch kein Kenner unserer Verhältnisse geglaubt, daß die Entbehrungen, denen die großen Bevölkerungsmassen in diesen schweren Zeitläuften ausgesetzt sind, in Verbindung mit der Unabbarkeit der Arbeit die Gefahr unsichergreifender Epidemien nicht heraufbeschwören würde. Allein den aus weiser Vorsicht diktierten strengen Anordnungen der Behörden ist es zu danken, daß anfechtende Krankheitsarten auf ihren Ausbruchsboden beschränkt blieben. Im Spitalwesen, das so sehr vernachlässigt war, ist eine unverkennbare Besserung eingetreten. Die zunehmende Keimlosigkeit der Fahrämme durch Ausbesserung des Pflasters, die Brunnenuntersuchungen, die in Angriff genommene Reinigung der Lötta und der Altstadt, die gesundheitliche Kontrolle der Altstadtwohnungen, die Bekämpfung des unhygienischen Straßenhandels, die strengere Beaufsichtigung der Bäckereien und Lebensmitteläden, alles das macht sich legerreich bemerkbar. — Auch in anderer Hinsicht ist vieles geschehen. Die Tätigkeit des Arbeitsamtes, das Tausenden und Abertausenden in der Provinz und in Deutschland Arbeit verschafft hat, ist hoch einzuschätzen. Was sollte wohl in diesem zweiten Kriegswinter aus den vielen Tausenden hungernden Arbeitslosen werden, die ohne diese von den deutschen Behörden geförderte Arbeitsbeschaffung sich in Lodz aufhalten würden, wo man ohnedies trotz allen Opferfinns des Bürgertums und beschreibbare Mühe hat, mit den knapp vorhandenen Hilfsmitteln die erschreckend hohe Anzahl von Armen und hilfbedürftigen Kranken notwendig zu versorgen? Dieses Rettungswerk, das an unserer Arbeiterschaft geschieht, rechtfertigt das Wort, das wir vor einiger Zeit an dieser Stelle ausgesprochen haben: Hinter den kämpfenden deutschen Heeren geht einher das deutsche Mitgefühl, die deutsche Hilfe!

An all dies, dazu an die verschiedenen Neuordnungen im Sicherheitswesen, muß man denken, um die geleistete Arbeit voll zu würdigen. Wenn man über Lasten klagt, denke man auch daran, daß die von der russischen Verwaltung jahrzehntelang vernachlässigte Arbeit für das Gemeinwohl nun in schwerster Zeit erledigt werden muß, weil ihre Erledigung nach deutschen Begriffen und in Wahrheit unaufschiebbar notwendig ist, weil eine vernachlässigte Stadt in jeder Hinsicht eine Gefahr für ihre Bewohner bildet. Diese Reformarbeit kostet freilich Geld. Wir tragen in mancher Hinsicht Lasten, die unsere Väter hätten tragen müssen, aber wir tragen sie zu unserem eigenen Wohl. Und sie dürfen uns nicht schwer werden angesichts der Opferwilligkeit, von der gegenwärtig ganze Völker besetzt sind, von der insbesondere das deutsche Volk besetzt ist, das Gut, Blut und Leben hingibt, um aus diesem Sturm, der über die Welt hinbraust, versüßigt und in neuer Schönheit aufzusteigen, das Blut und Leben auch für uns, für unsere Erlösung aus schwerer Bedrängnis vor nun einem Jahre hingab.

Und nun ein Wort an unsere Lodzer Deutschen! Ueber sie und ihre im politischen Lande und in Russland lebenden Brüder kam das Unglück in hundertfacher Gestalt, kam die entfesselte Wut der Russen und ihrer deutschfeindlichen Helfer. Die Deutschen in Polen hatten

nach allem, was sie in den ersten Kriegsmonaten Leibes erdulden mußten, begründete Ursache, den einziehenden deutschen Truppen zuzujubeln. Hat sie doch dieser Vormarsch der deutschen Heere vor weiteren Demütigungen, vor der Vernichtung bewahrt. Aus ihren Reihen kamen die ersten, die unmittelbar und mittelbar die neue Ordnung befestigen halfen. An ihnen liegt es auch heute noch, weiter in gut deutschem Sinne ihre Bürgerpflicht zu tun, ohne allzu sehr um ihre Zukunft besorgt zu sein. Es kann beim besten Willen niemand Antwort geben auf die auf allen Lippen schwebende Frage: Was soll in Zukunft werden? Aber durch ihr rückhaltloses Bekennterium, durch ihr mannhaftes Eintreten für die deutsche Sache, können sie sich so verdient machen, daß einst, wenn die Palme des Friedens winkt, sie nicht vergessen werden könnten! — Zufrieden oder in Sorge und Unruhe, sie sollen ihre Kräfte anspannen und vereinen, damit sie in der nahen und späteren Zukunft eine geschlossene Einheit darstellen, deren Wille Bedeutung hat. — An die schwere Zeit vor einem Jahre denken, die Schrecken und Bedrohungen, die von russischer und von anderer Seite kamen, nicht vergessen, aber dankbar sein für den Mut der deutschen Soldaten, die uns als Befreier kamen, dankbar auch für die mühevollen Arbeit der deutschen und rätischen Behörden, und vertrauensvoll für die Zukunft: das ist deutsche Art!

## Lodz während der letzten Kampftage.

Der 4. Dezember des vergangenen Jahres war ein schlimmer Tag für Lodz. Vom frühen Morgen an kausen von allen Seiten die Geschosse heran. Besonders im nordöstlichen Teil der Stadt, Baluty war menschenleer! Bis auf den neuen Ring fielen einzelne Geschosse, in der Altstadt wurden alle Augenblicke andere Gerichte über große Zerstörungen und Menschenverluste eifrig verbreitet.

Vor einigen Tagen hatten wir Einquartierung, fünf Ärzte, einen Popen und Kurpfen, da war von unseren Vorräten, die an und für sich nicht bedeutend waren, wenig übrig geblieben, eine Stange Zichorie und etwas Zigarettentabak, damit läßt sich beim besten Willen nur schlecht ein Mittagmahl bereiten! Ich benutzte eine Kampfpause, in der das Getöse etwas weniger stark war, um etwas Eßbares aufzutreiben. Die Straßen waren wie ausgestorben, nur hin und wieder sah man verängstigte Menschen vorüberhüpfen, man ging in der Altstadt buchstäblich auf Glasplittern. So war ich wohl eine Stunde herumgeirrt, als ich in einem Torwege einen Händler bemerkte, von dem ich zwei Kohlköpfe und einige Rüben erstand. Trotz über meinen Einkauf zog ich heimwärts und hatte noch das Glück, in den Fleischhallen an der Lötta einen Fleischer anzutreffen, der eben dabei war, seinen ganzen Vorrat, etwa 5—6 Pfund, in Sicherheit zu bringen. Wir wurden schnell handeleins, für schweres Geld legte er mir die Knochen, an denen einige Fleischlappen hingen, in den Rucksack. Wir hatten uns kaum getrennt, als hinter mir ein fürchterlicher Schlag ertönte. Eine Granate hatte den Stand, in dem ich das Fleisch gekauft hatte, vollständig in Trümmer gelegt. Der Fleischer, der zu gleicher Zeit wie ich in entgegengesetzter Richtung fortgegangen war, hatte wohl etwas gezögert und lag, vom Luftdruck oder auch vom Schred umgeworfen, auf dem Boden. Er erhob sich und lief eiligst davon, auch ich hielt es rascham, nicht länger zu verweilen, denn in kurzen Abständen schlugen noch mehrere Geschosse in der Nähe ein.

Der Kampf tobte indessen weiter. Die deutschen Geschosse konnten nicht allzuweit entfernt sein, denn man hörte jeden Abschuss und kurz darauf das Plagen der Geschosse. Dazwischen ratterte fast ununterbrochen das Maschinengewehrfeuer. Die russischen Geschosse antworteten schwach, zum Teil waren sie schon abgefahren; einige Batterien fuhren südwärts an unserem Hause vorbei, Pferde und Menschen waren Gerippe, die Leute hielten sich kaum im Sattel und schlugen mit ihren Knütteln mechanisch auf die Pferde ein, die unter den Hieben nicht einmal mehr zusammenzuckten. Die Pferde waren so schmutzig, daß man Schimmel und Kappen kaum unterscheiden konnte. Das Klammern war zerstört, die Geschosse waren meist stark beschädigt, auf mancher Lafette lag überhaupt kein Geschützrohr mehr. Man sah, daß es schlecht um die Russen stand, wenn auch die Offiziere lachend behaupteten, alles gehe vorzüglich, die Deutschen seien eingeschlossen und würden bald ganz aufgerieben sein.

Am nächsten Tage, am Sonnabend, hatte der Geschützkampf etwas nachgelassen. Mich hielt es nicht im Hause, ich wollte sehen, was in Baluty vorging. Die Russen sollten, wie erzählt wurde, die Zugänge zum Baluter Platz mit Stacheldraht abgesperrt und mit Maschinengewehren reichlich besetzt haben, da die Deutschen sich zum Sturm ansetzten. Ich kam nur bis zum Kirchenplatz, der mit Infanterie dicht besetzt war, während auf dem Wege nach Sulzfeld zu unabsehbare Kolonnen von Munitionswagen hielten. Offiziere waren nicht zu sehen, die Unteroffiziere und Feldwebel schimpften und tobten, die Soldaten hatten mirrierte Gesichter und gehorchten nur verdrossen. Ich fragte abseits stehende Soldaten, denen ich Zigaretten gab, was das alles zu bedeuten habe und belam zur Antwort, daß die Infanterie nach Brzeziny durchbrechen sollte, der

ganze Weg aber mit Wagen vollgepfropft sei, so daß an ein Durchkommen nicht zu denken wäre. Nach etwa einer Stunde des Hartens kamen die Massen in Fluß, es war eine schmale Gasse gebildet worden, auf der die Wagen zurückkehrten, aber es dauerte sehr lange bis der letzte Wagen abfahren konnte und als die Infanterie zum Vorrücken bereit war, kam plötzlich ein Gegenbefehl und auch die Infanterie, die schon zum Teil in Bewegung war, stutete wieder zurück. Die Soldaten schimpften laut, daß man sie nur herumjage und ermüde, weil die Offiziere nicht wußten, was zu tun sei. — Obgleich man im allgemeinen auf die Aeußerungen der russischen Soldaten nicht viel geben kann, da sie zu wenig Urteilskraft haben, schien die Sache dieses Mal doch ihre Wichtigkeit zu haben, denn mehrmals zogen die gleichen Truppen an unserem Hause vorüber, bald hierher, bald dorthin, ohne daß man einen Grund für diese Bewegungen einsehen konnte. Man wollte die Soldaten offenbar nur beschäftigen und in der Hand behalten, damit sie nicht auseinanderlaufen oder plünderten, wozu sie nicht über Lust zeigten. —

Sonntags abends setzte wieder starker Geschützkampf ein, bald aber herrschte große Ruhe, nur die Maschinengewehre knatterten zeitweilig und in der Stille der Nacht konnte man auch Gewehr- schüsse unterscheiden. Ich konnte vor Erregung nicht einschlafen. Gegen Mitternacht hörte ich auf der Straße schwere Tritte, als ich ans Fenster trat, sah ich, wie die russische Infanterie vorbeimarschierte. Es war eigentlich kein Marschieren mehr, wie trunken taumelten die Soldaten weiter, es muß die letzte Befehlung der Schützengräben gewesen sein. Beim Scheine der Straßenlaterne, die vor unserem Hause steht, konnte ich die müden Gesichter der Soldaten sehen. Mit Schmutz bedeckt, in zerrissenen Uniformen, viele ohne Gewehr, so zogen diese Scharen in dumpfem Schweigen vorbei. Einen starken Gegensatz zu diesem trüben Aufzuge bildete ein Offizier auf gut gehaltenem Pferde in glänzender Usherkesuniform mit einer schweren Krone in der Faust; gerade vor unserem Fenster hielt er, eine prächtige Paradeerscheinung, die aber so gar nicht zu dem ihm umgebenden Soldatenelend paßte. Er trieb die Soldaten fortwährend zur Eile an und seine herrlich laute Stimme hatte nichts von Milde und Freundlichkeit.

Die ganze Nacht über schwiegen die Geschütze, um sechs Uhr früh dröhnte ein einzelner Kanonenschuß, dem in kurzer Zeit ein zweiter und dritter folgte, feierlich, langsam verhallte der Ton. „Das ist die Aufforderung zur Uebergabe!“ sagte ich zu meiner Frau, als weiter alles ruhig blieb. Ob ich damit recht hatte, weiß ich nicht, aber wir glaubten es beide. Es war halb zehn Uhr geworden, auf dem Marktplatz hatte sich, von der ungewöhnlichen Stille angeleckt, eine große Anzahl Menschen angesammelt, die alle begierig waren zu erfahren, was nun geschehen werde. Vom russischen Militär war nirgends eine Spur, man erwartete den Einzug der Deutschen. Ich stand, wie meist in diesen Tagen, auf meinem Beobachtungsposten am Fenster, da kam es herangeschaut, so dicht vorbei, daß ich es deutlich hören konnte, und schlug ins Nebenhaus ein. Schuß auf Schuß folgte, fünfzehn Granaten zählte ich, die in nächster Nähe niedergingen, bis ich zur Einsicht kam, daß es für meine Sicherheit doch wohl besser sei, vom Fenster fortzugehen. Dann hieß es plötzlich „Weißt Fahren heraus!“, ein deutscher Reiter hätte es dem Propst an der Kirche zugerufen, sonst würde Lodz in Brand geschossen werden. Meine Frau hatte in der Kirche den Ruf nach Fahnen gehört, glaubte, die Russen hätten geflohen und kam mir weinend entgegen, doch als sie die rasch gehenden weißen Tischtücher an allen Häusern flattern sah, fing sie unter Tränen an zu lachen.

Eine halbe Stunde hatte die letzte Beschießung gedauert, jetzt war alles wieder still, die Menschen wagten sich wieder aus ihren Verstecken, in die sie geflüchtet waren. Man schaffte zwei Tote und mehrere Verwundete, die als Opfer auf dem Marktplatz liegen geblieben waren, fort. Die letzte Beschießung wäre vermieden worden, wenn die Russen ihren Abzug der Bewohnerschaft kund getan hätten, aber alles geschah hier heimlich und ohne Rücksicht auf die Zivilbevölkerung. Jetzt zeigten sich auch russische Soldaten mit Gewehren, einzeln sammelten sie sich auf dem Marktplatz zwischen den eisernen Tischchen, so daß ich befürchtete, es werde zu einem Straßenkampf kommen. Auf der anderen Seite des Marktplatzes sah ich einen deutschen Dragoner in der Richtung nach dem neuen Ringe vorüberjagen, die russischen Soldaten schossen nicht und blieben ruhig, Gewehr bei Fuß, stehen. Nach längerer Zeit erst, die Zahl der russischen Soldaten am Markt hatte sich mittlerweile bedeutend verstärkt, erschienen zwei deutsche Infanteristen, umringt von einer Menge Zivilpersonen, auf dem Platz. Die Russen gingen ihnen friedlich entgegen und händigten ihre Gewehre aus, die sofort auf dem Straßenpflaster zerfetzt wurden, während sie selbst ohne Bedenken zur Sammelstelle für Gefangene geschickt wurden.

Nirgends fiel ein Schuß, dagegen füllte sich der Marktplatz sofort mit Händlern, die sich vor den Russen versteckt gehalten hatten, und nun ihre Ware feilboten; von Angstlichkeit vor den „Barbaren“ war keine Spur zu merken; die Lodzer Händler sind eben doch zu intelligent, um jedem Zeitungsmärchen urteilslos zu glauben, sie wußten genau, wo sie den größeren Rechtsschutz finden würden.

Erst in den Nachmittagsstunden zogen geschlossene Truppenmengen vom Norden her ein, während der Südtail der Stadt schon früher besetzt war. Sicher hatte der deutsche Soldat es um nichts leichter als der russische, auch er war im Schützengraben und hatte alle Strapazen des Winterfeldzuges durchmachen müssen, aber die einziehenden Truppen zeigten nichts von dem Elend der abziehenden Russen. Mit festem Tritt und frischem Gesang sind die Deutschen festgesetzt eingerückt und weitergezogen.

E. v. Ludwig



### Erinnerungen friedlicher Zeite.

(Aus den Erlebnissen einer freiwilligen Krankenpflegerin.)

(Schluß.)

Mit einem Sanitär hatte ich wegen des Verstorbenen eine Auseinandersetzung. Nach seiner Meinung hatte ich mich zu viel mit einem Deutschen beschäftigt. Ich verteidigte meinen Standpunkt, daß Kranke keine Feinde seien. Durch unsere Einquartierung fühlte ich mich geschützt. Durch sie erhielt ich auch die schriftliche Erlaubnis, andere Hospitäler zu besuchen. Der Sanitär mochte sich meine Frage man die Vermissten, so war teilnahmslos Anstarren die Ant-Auspehung überlegt haben, später bemühte er sich auch um die Deutschen, sah dabei nach mir hin, ob ich sein Tun bemerkte. Er wollte damit seine Vorwürfe gut machen.

Die Unglücklichsten waren meiner Meinung nach, die welche einen Kopfschmerz erlitten hatten. Wenn andere auch viel leiden mußten, sie konnten darüber sprechen; wir konnten ihre Lage so viel als möglich erleichtern, ihnen auch ein tröstendes Wort zurufen. Anfangs aßen sie, was man ihnen gab. Später wurde es noch trauriger. Dem Einen mußten die Hände gebunden werden, so lag er bis er starb. Ein anderer lag zwei Tage in Agonie, nur sein Stöhnen verriet, daß noch Leben in ihm sei. Wieder einer litt an Krämpfen. Wir standen oft ratlos umher und konnten nicht helfen. Vier Tage dauerte sein Todeskampf. Oft baten wir Gott, seinem Leben ein Ziel zu setzen. Als endlich der Tod eintrat, dünkte er uns eine Erlösung.

Einer wurde mit der Bahre zwischen unsere Kranken gestellt. Er war vor Kälte so erstarrt, daß die Zähne zusammenschlugen. Schnell wurde ihm warme Suppe eingefloßt. Er sprach sehr viel, aber kein Wort konnten wir verstehen. Wir hätten gern seinen Namen gewußt. Angstvoll schaute er sich um. Ein Streifen ging durch seinen Körper, er hatte ausgelitten. Ein Sanitär durchsuchte die Taschen nach einem Ausweis, alles war leer, jedenfalls wurde ihm draußen schon alles genommen. Namenlos! Seine Angehörigen werden vergebens auf Nachricht und glückliche Heimkehr warten.

Auch ohne geistliche Pflege sind unsere Kranken nicht geblieben. Der orthodoxe Geistliche ließ fragen, ob er nötig wäre. Der katholische Geistliche erkundigte sich, ob nicht jemand beichten wolle. Er hat auch einige Mal seines Amtes gewaltet. Dann wurde auch der Ortspastor gebeten. Er reichte mehreren das heilige Abendmahl. Er war sehr verwundert, daß das Verlangen nach geistlichem Trost so groß war.

So sah es in den Hospitälern aus. Draußen dagegen tobte der Kampf. Abends sah es besonders traurig aus. Von allen Seiten sah man Feuerschein, die tödlichen Geschosse sausten durch die Luft. Auch mir war unheimlich zu Mute, bis ich höher hinauf schaute, dahin, wo ein starker Arm alles regiert.

Auch bei uns in der Stadt wurde mancher Keller wohnlich eingerichtet. Die Juchshamen und Herdöfen eilten nach jeder härteren Kanonade schuschelnd hinunter. Mancher Beherzte belächelte spöttisch über die nach seiner Meinung allzugroße Fürsorge. Unsere Einquartierung rüstete zum Aufbruch. Ich wurde dringend aufgefordert, wegzufahren. Als ich erwiderte, daß dies unmöglich sei, weil die Wohnung geräumt werden könnte, gaben sie mir Recht, dankten für die freundliche Aufnahme und wünschten mir Gottes Schutz. Nur eine Bitte möchte ich noch erfüllen. Sie hätten einen schwerkranken Offizier, den sie gern in meiner Pflege zurücklassen möchten. Sie wären überzeugt, daß ich niemand unrecht tun würde. Ich war überrascht, versprach ihren Wunsch nach besten Kräften zu erfüllen und dankte für ihr Vertrauen. Leider wurde der Kranke später doch mitgenommen.

In unserem Hospital wurde die Zahl der russischen Verwundeten kleiner, mithin auch die Zahl der Pfleger und Pflegerinnen, so daß an dem denkwürdigen Sonnabend, einem Tag vor dem Einzug der Deutschen, nur zwei blieben. Erst gegen Abend stellten sich noch einige Deutsche ein. Auch unsere Verwundeten mußten darunter leiden, sie bekamen den ganzen Tag nichts zu essen, abends erst erhielten sie ihr übliches Mittagessen. Nur unsere Schwerkranken wurden versorgt.

Der Kanonendonner wurde immer intensiver, man konnte es niemanden übel nehmen, wenn er einen schützenden Ort aufsuchte. Nicht nur an der Peripherie der Stadt plagten die Granaten, einige verirrten sich und fielen in unsere Straßen nieder. Zum Glück wurde nicht viel Schaden angerichtet.

Mit dem russischen Militär mußte man Mitleid haben, es wurde hin und her geworfen. Bald rasselten die Kanonen und Maschinengewehre nach südlich, bald nach nördlicher Richtung.

### Vor einem Jahre in Lodz.

Aus einem Kriegstagebuch.

(Fortsetzung.)

22. November. In der Morgendämmerung werden wir durch scharfes Lärmen geweckt. Es wird uns die Nachricht gebracht, daß in der Nacht in unserer Nähe eine Schlacht stattgefunden habe. Unser Haus soll als Sammelstelle für Verwundete eingerichtet werden. Draußen finde ich einen Sanitätssoldaten. Unsere Zimmer, auch die Schulküche, die sich zur Aufnahme der Verwundeten einrichten ließe, sind ungeheizt. Da die Verwundeten schon auf dem Wege sein sollen, so beschließen wir, sie zunächst in unserer Küche unterzubringen. Bald kommen auf dem Wege, der vom Dorfe Gaffi zu uns führt, eine Anzahl verletzter Soldaten. Sie tragen Notverbande. Von ihnen erfahren wir, daß die Hauptzahl der in den Kämpfen der Nacht Verwundeten über Kuda in die Lodger Kazerette gebracht wird. Nur die in den Reservestellungen zu Schaden gekommenen oder die, die sich im Dunkel der Nacht in Sicherheit bringen wollten und abirrten, werden zu uns geleitet. Das Verlangen aller richtet sich auf Brot. Sie behaupten, seit drei Tagen kein Brot mehr gegessen zu haben. Brot ist nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande knapp geworden. Die Landwirte in der Nachbarschaft haben ihre geringen Mehlvorräte verreckt und seit längerer Zeit nicht mehr gebacken, weil sie befürchteten, von herumstreifenden Soldaten beim Brotbacken überrascht und beraubt zu werden. Wir verteilen unsere geringen Vorräte. Ich mache mich zu den Wirten auf dem Wege, von denen bekannt ist, daß sie noch über Vorräte verfügen, um Brot von ihnen zu kaufen. Niemand will ohne Not von seinem kleinen Bestand abgeben. Dennoch siegen Mitleid und Einsicht. Von dem einen erhalte ich ein ganzes, von dem andern ein halbes Brot usw. In unserer Küche finde ich Mädchen aus der Nachbarschaft, die Tee bereiten und herumreichen. Ein Wagen der Elektrischen ist eingetroffen, in ihm werden die Verwundeten nach Lodz befördert. Auf primitiven Tragbahnen bringt man Schwerverletzte heran, die direkt in den Wagen gehoben werden. Ihre Lebensgeister heben sich, als wir ihnen Tee und Brot anbieten. Nur ein junger, intelligenter, am Oberarm schwerverwundeter Jude, der ganz weiß von dem Blutverlust ist, lehnt dankend ab; er fühle sich zu schwach. Eine Zigarette nimmt er gern an. Ein durch Unterleibschuß schwerverletzter greift nach Tee und Brot und beißt herzhaft in die Schmitze. Da wird ihm schlecht. Wir legen ihn auf seine Bitte

So kam der 6. Dezember heran. Der fürchtbare Kanonendonner der letzten Tage hatte nachgelassen, jeder fühlte, daß ein wichtiges Ereignis bevorstehe. Hin und wieder sah man fliehende Russen. Für die 94 Verwundeten, die wir hatten, konnte Wurst beschafft werden, als Entschädigung für den Hunger der letzten Tage. Das Geld gaben ein Herr und eine Dame, die immer bereit waren, andern eine Freude zu bereiten. Im Hospital wurden wir mit Fragen bestürmt; wie es draußen aussähe. Alle waren erregt. Was wird der Tag bringen? Weitere Gefangenschaft oder Befreiung?

Ich war gerade mit einem Schwerkranken beschäftigt, als auf einmal ein nicht endenwollender Jubel losbrach. Ich schaute mich nach der Ursache dieser Freude um und gewahrte Deutsche. Die ersten Vorposten. Die Freiheit für unsere Verwundeten war erkämpft, ihre Hoffnung erfüllt! Unvergeßlich wird auch mir der Augenblick bleiben. Unser armer Kranke wollte es nicht glauben, so helte ich einen der Soldaten und bat ihn, er möge dem kranken Kameraden die Hand drücken. So erlebte auch er etwas von der großen Freude. Nachmittags mußte ich nach Hause. Einquartierung war angemeldet. Es galt, die Zimmer wohnlich einzurichten. Müde und matt trafen um vier Uhr die Angehörigen ein. Sie kamen vom Kampfpfad, froh, eine Nacht unter schützendem Dach austuchen zu dürfen. Wir hörten, wie nah die Gefahr war, es hätte nicht viel gefehlt, so wäre die neue katholische Kirche schon am Sonnabend zusammengeschossen worden, die Russen hatten sie als Telephonstation verwendet. Es war beschloffen worden, bis Sonntag zu warten. In der Nacht vollzog sich der Rückzug und unsere Stadt war gerettet. Am 9 Uhr kam der Befehl zum Aufbruch, sie mußten weiter ziehen. Ein alter Herr tat mir besonders leid, er sah sehr ruhebedürftig aus. Soldatenlos! So konnte ich erst um 10 Uhr ins Lazarett gehen. Im Lazarett saßen Kameraden zusammen und tauschten ihre Erlebnisse aus. Nur um unseren Kranken wurde es still und stiller. Endlich schlief er mit gefalteten Händen ein.

Am nächsten Morgen starb noch Einer. Die Hilfe kam zu spät. Schwer war sein Sterben. Er ließ Weib und Kind zurück; letzteres hat er noch nicht gesehen. — Wie froh und glücklich war er, wenn er von seinen Lieben erzählt konnte. Nach einer sehr traurigen Kindheit hatte er eine sehr glückliche Ehe. Manche Freude wäre ihm nach menschlichem Ermessen beschieden gewesen.

Als die Deutschen von den Hospitälern Besitz nahmen, wurde unsere Hilfe überflüssig. Nur die eine Dame, die ich vorhin besonders erwähnte, blieb bis zum Weihnachtstfest im Lazarett tätig. Unsere Kranken waren kaum wiederzuerkennen. Alle lagen auf Strohsäcken. Rissen, wollene Decken, saubere Wäsche, sogar Taschentücher fehlten nicht. Ein Nebenraum diente als Operationszimmer. Wohin das Auge blickte, Sauberkeit und Ordnung. Sogar weißgedeckte Tische standen in der Mitte des Saales und Blumen darauf. Es fiel mir ein, wie die Deutschen beurteilt wurden. Verwehrt! Wenn es so gemeint war, dann hatten sie vollkommen Recht. — Ueber deutsche Gemütslichkeit geht nichts.

Täglich besuchten wir unsere Kranken. Eine Dame schickte Milch, die immer freudig begrüßt wurde. Auch Bücher und Schriften konnten wir bringen. Später wurden wir seltene Gäste, da unsere Kranken in ihre Heimat befördert wurden. Wir freuten uns von Herzen, daß sie die Lebenszeit überstanden hatten.

Auch ich möchte die Zeit nicht aus meinem Leben streichen. Ich fühlte mich verwandt mit denen, die gleiches Leid und gleichen Schmerz kennen lernten. Und wenn ich auch manchmal mehr hätte leisten müssen, so tröste ich mich damit, daß wir alle unvollkommene Menschen sind.

Weiter zog der verheerende Krieg. Ich glaube, er will einen Zweck erfüllen.

Sollen nicht die Menschen geläutert und geestigt, die Lehren aus dieser bittersten Zeit mit hinaus nehmen in ihr späteres Leben?

Noch eine Hoffnung erfüllt unser Herz. Möge der Krieg uns Deutschen in Polen eine neue Heimat gründen helfen. Daß wir nicht mehr nur im Geheimen, sondern frei, offen vor aller Welt bekennen dürfen: „Auch wir sind Deutsche!“

### Träume, die Wahrheit wurden...

Eine Leserin unseres Blattes schreibt:

Im weiten Park eines weltfernen kurlischen Pastorats, das meine Kindheit umschloß, habe ich sie geträumt.

Die nächste Eisenbahnstation war auf 63 Kilometer Entfernung. Die Post gelangte damals nur zweimal wöchentlich in unsere Stille.

auf die Bank. Er wird zusehends blässer. Die Ankunft in der Stadt wird er wohl kaum erlebt haben. Der Wagen ist gefüllt und fährt ab. Die Nachkommen werden wieder in unsere Küche geführt. Ein Baskire kommt den drei Kilometer langen Weg vom Kampfpfad gehumpelt. Als Stütze dient ihm ein Ast. Sein Bein ist durchschossen; er ist noch nicht verbunden. Ich helfe beim Anlegen des Verbandes. Die Kugel hat bei ihrem Ein- und Ausgang kaum sichtbare Spuren hinterlassen. Er zuckt leicht zusammen, als der Sanitär die Wunde zuschnürt. Seine in der Küche sitzenden Lebensgefährten wimmern leise, während sie ihren Tee schlürfen. Der Kehrreim ihrer Jammerlaute sind die Worte: „Dil Germaniej, Germaniej!“ Sie sind halb Raucher halb Wehstöne. Ein buntes Völkergemisch ist da herum: Baskiren, Kirgisen, Tataren und Angehörige anderer asiatischer Völker.

Vor dem gegenüberliegenden Dorfwirtshaus hat ein Offizier den Versuch unternommen, die Mannschaftsreste eines Regiments zu sammeln. Nur die Fahne des Regiments und einige dreißig Mann finden sich zusammen. Die Mannschaft setzt sich zusammen aus Drückbergern, die die Nacht in den Wohnungen und Scheunen der Landwirte zubrachten. Ein trauriger Rapport, den die Ordnung zum Divisionskommando bringt! Der Offizier tritt nach Erledigung seiner Aufgabe mit zwei anderen Offizieren in unser Haus; sie melden sich als Frühstüdgäste an. Unterdessen erzählt mir ein Soldat, daß das ganze dritte sibirische Schützenregiment bei einem Bajonettangriff auf die Anhöhe vor Kozow aufgegeben worden sei. Von den hundert Offizieren soll keiner zurückgekommen sein. Ueber die Kampfplage kann er sich kein Bild machen. Er läßt mich durch den Feldstecher blicken: die Schrapnellwölken sind jetzt in weiter Ferne sichtbar. Anscheinend ist der Kampf am linken deutschen Flügel in eine rückläufige Bewegung geraten.

Wieder saßen einzelne Geschosse über unser Haus. Auch die Offiziere haben kein Urteil über den Stand der Dinge. — Der Zugang der Verwundeten hört in den Vormittagsstunden auf.

Um die Mittagszeit sagt ein Offizier Einquartierung an. Der Kommandeur der ersten sibirischen Brigade, der Stabsarzt und der Poole, die sich bald darauf einstellen, sind wohlgenährte Herren, Hallstastreden. Sie machen es sich in unserem Eßzimmer bequem. Da sie Karten lesen müssen, nötige ich sie in das größere Zimmer mit besserer Tagesbeleuchtung. Sie halten es nicht lange darin aus. Die Küche — vielleicht auch die deutschen Büchertitel in den Schränken — vertreiben sie daraus. Die Mannschaften halten sich in der Küche auf. Der Adjutant, ein Pole mit deutschem Namen,

Ich höre es noch, das leise Klirren der Vorhängeschlösser — wenn sie nahte — rieche den Geruch des auf der langen Landfahrt beregneten oder bereiften schwarzen Lederfades. Und dann — die Stimme meines Vaters: „Geh, hol den Postkutschenschlüssel!“ Und dann — und dann — lautlose Stille um unsern großen Speisetisch herum, der abends die zahlreiche Familie um sich versammelt hielt. Ist das Paket, das da hervor kommt dick oder dünn? — enthielt es diesmal am Ende nichts anderes als ein paar Zeitungen? — Trügerisch durch ihren Umfang waren besonders die angekommenen „Reichsboten“-Nummern, hinter denen mein Vater danach zufrieden zu versinken pflegte, während wir andern uns seufzend über unsere Arbeiten und Bücher beugten. Wieviel Enttäuschungen sie auch gebracht haben mögen, diese erwarteten und verheißenen Postabende — sie gehörten doch mit zum Alleroriginellsten unseres häuslichen Lebens.

Ich war noch sehr jung, als die Postabende angingen einen traurigen und erregenden Charakter anzunehmen. Was waren das für Nachrichten aus den Städten, die nun eintrafen? Große schmerzliche Veränderungen in der Verwaltung, der Gerichtsbarkeit, den Schulen. Die Großen sprachen so lange und so erregt darüber! Es war daselbst, wenn wir einmal Besuch hatten. Ich verstand nur soviel davon: erbitterter, heiliger Bosth sollte uns genormen werden. Fremdes, Schlechteres würde uns aufgezungen — rohe, häufig bestialische Menschen standen dahinter. Aber hinter ihnen allen stand Einer, den zu verehren wir gewillt gewesen waren — der uns jezt seinen heiligen Erbschwur brach.

Und nun kam es Schlag auf Schlag. Die Rats Herren in Riga machten im vollen Ornat ihren letzten feierlichen Zug in den Dom — und nun sollte es in unseren Städten keine deutschen Rats Herren mehr geben. — Unsere älteste und beste Zeitung wurde verboten. Allmählich zogen die Ereignisse auch aufs Land heraus. Unsere protestantische Landbevölkerung wurde durch plumpe Geld- und Landversprechen zum Uebertritt in die orthodoxe Kirche verlockt. Es gab überall ein paar leichtsinnige oder unfaubere Elemente, die sich verlocken ließen. Die anderen hatten ihren Spott mit ihnen und freuten sich, wenn die gemachten Versprechungen — wie vorauszu sehen war — unerfüllt blieben.

Eine Säule nach der andern fiel — Dorpat, unser Stolz und unsre Liebe, wurde uns verhandelt. Nun durften unsere Studenten ihre Farben nur noch unter einem schwarzen Ueberzug tragen, ihre Lieder nur noch in geschlossenen Lokalen singen. Und was hatten sie alles zu erzählen, wenn sie aus Dorpat heimkamen! Der neue russische Rektor hatte sich als gemeiner Holzdieb entpuppt — die Professoren gaben sich wissenschaftlich eine Bißze nach der anderen.

Aber herrlich waren alle die deutschen Männer, die mit wunderbarer Selbstverständlichkeit ihre Lebensstellung aufgaben, um ihrer Ueberzeugung leben zu können. Sie waren unsere Leute, aber wir bewunderten sie nicht weiter, weil ihre Handlungsweise uns selbstverständlich erschien. Erst in viel reiferen Jahren habe ich die Gesinnungstreue im idealen Sinne als seltene Blüte am Lebensbaume schätzen gelernt.

In den Ferien gab es viel Besuch und Festlichkeiten in unserem großen gastfreien Hause. Wenn wir dann in lauen Sommernächten beim Scheine bunter Lampen beisammen saßen und alles war frischlich, dann wurde viel gelungen. Mit besonderer Inbrunst sangen wir die deutschesten der deutschen Lieder eines nach dem andern.

Das Haus mag zerfallen,  
Was hat's denn für ein Not;  
Der Geist lebt in uns allen,  
Und unsere Burg ist Gott.

Der Bach murmelte geheimnisvoll dazwischen, die Wasserfälle rauschten aus der Ferne und die Grillen zirpten überlaut auf dem nahen Fels. Die Glühwürmchen im Gras und der Duft des feuchten Laubes — ja, alles das gibts überall, aber nirgends so wie in der Heimat.

Aber all diese Natureindrücke, die tief in meine Kinderseele drangen, waren begleitet von einem schmerzlichen Nebenton, der von den öffentlichen Ereignissen in der Heimat herrührte. Ich hing ihnen nach, wenn ich durch lange Stunden allein durch den Park streifte. Alle Wege und Bänke, Felsen und Bäume, alle Jahreszeiten und Naturstimnungen meiner schönen Heimat sind mir in der Erinnerung verknüpft mit diesem alles beherrschenden Erleben.

Ein Ereignis — wenn auch anderer Art — aus jener Zeit will ich noch erwähnen. Es war auf einer Bootpartie in zwei großen Booten, wie wir sie oft unternahmen. Mein ältester Bruder war eben von einer Reise aus Deutschland zurückgekehrt. Voll Begeist-

der sich meiner am Herde stehenden Frau gefällig und entgegenkommend erweisen will, schimpft die Soldaten aus und fordert sie auf, sich im Hof aufzuhalten. Sie murren draußen, man behandle sie wie Hunde, zum Totschießenlassen seien sie den Offizieren gerade gut genug. Ich führte sie in die Schulküche und teilte Holz aus. Unangenehm war das in der Küche aufgestellte Telephon, weil meine Frau wider Willen sich die Telephongespräche anhören mußte, so lange sie in der Küche zu tun hatte. Der Aufenthalt des Brigadestabes dauerte bis zum Abend. Die Herren dankten meiner Frau, als sie fragte, ob sie Schlafgelegenheiten bereiten lassen sollte. Sie zogen vor, das Stabsquartier in das Wirtshaus zu verlegen und dort auf Stroh zu liegen.

Am Abend wurde kaum hundert Schritt von unserem Hause entfernt ein neuer Schützengraben ausgeworfen. Wohl als Reservestellung für den Fall eines deutschen Vorstoßes. Also ist die Lage noch immer unentschieden! — Die Soldateska hat im Dorf freies Schalten. Die geflüchteten Besitzer, die heute im Laufe des Tages in ihre Wirtschaften zurückkehren wollten, wurden von den Sibiriern, die unterdessen die für einen Weihnachtsbraten großgezogenen Ferkel und das Geflügel geschlachtet hatten, beschimpft und bedroht. Sie mußten weichen. — Einer Frau, die am Abend mit ihrem Hausrat zu uns flüchtete, nahm man das letzte Brot weg. — Die Kanonade dauerte bis in die Nacht hinein.

23. November. Früh ist starrer Frost. — Das Schützen in unserer Nähe hat nachgelassen. Nur aus der Ferne tönt schwächerer Kanonendonner herüber. Die elektrische Fernbahn hat heute ihren Betrieb aufgenommen, so daß ich nach zweitägiger Unterbrechung wieder nach Lodz fahren kann. Im Wagen übertreibt sich ein poltriger Bataillonkommandeur über die russischen Erfolge. Er wird von den Insassen des Abteils umschmeichelt, so daß er sein Teilwissen gern preisgibt. Bei dem Sturmangriff auf die deutschen Stellungen seien von seinem Bataillon nur zwei Mann übrig geblieben und von den Offizieren seines Regiments nur noch fünf. Wohl seien die Opfer groß, aber man habe die Genugtuung, einen starken Feind zurückgeschlagen zu haben. Die Zivilisten wollen wissen, daß Prinz Rupprecht mit einer Armee von 40 000 Mann von den Russen umzingelt sei. Der Offizier kann darüber keine Auskunft geben.

Lodz macht heute den Eindruck eines einzigen großen Heerlagers. Auf allen Plätzen, Straßen und Höfen stehen Kolonnen. Die Straßenbahn verkehrt nicht. Die Petrikauer Straße ist von der Militz besetzt und gesperrt. Ich gehe den Verheerungen, die die



...ung erzählte er von all seinen Eindrücken und nur ganz nebenbei fügte er hinzu: „Aber, daß wir hier in Russland auch Deutsche sind, das können sie dort drüben gar nicht begreifen.“ Viel Jugend war auf den zwei Booten — Gesang und Lachen. Das Wort meines Bruders war wie ein verzehrender Blitz durch meine Seele gefahren. Alle Freunde war mit einem Male unverständlich. Wie könnt ihr nur froh sein, dachte ich immer wieder, nachdem ihr dies Trostlose gehört habt. Ich wußte damals noch nicht, daß Jugend so zwingend ist, daß sie in erster Linie sich selbst erlebt. Ich wußte auch noch nicht, daß ich selbst einst, bei wiederholtem Aufenthalt in Deutschland, mich resigniert in das Schicksal ergeben würde als Russe zu gelten, ohne dadurch auch nur ein Bruchteilchen meiner naturgewachsenen Liebe zu Deutschland einzubüßen. — „Wenn ich dich lieb habe, was geht es dich an!“

Ich war ein Kind, wenn auch ein ernstes, einjames, — und auch das Spiel wollte sein Recht. Aus der hoffnungslosen Gegenwart flüchtete sich der Geist ins Phantasieland. Es entwickelten sich kühne Vaterland rettende Träume. Da erhielt ich Verstärkung. Ich war 10 Jahre alt, als ein 13jähriges Mädchen zu uns ins Haus kam und meine Freundin wurde. Jetzt wurden aus den Träumen ganz reelle Spiele. Die alte Ulme im Park, die mit ihrem dicken Stamme sich weit über den Bach auslud, hatte einen ganz herrlichen versteckten Sitzplatz für zwei dünne Mädchen — Wasser unter uns, Grün um uns und blauer Himmel über uns. Die alte Ulme mußte oft Stundenlang zugehören, wie zwei dumme kleine Menschenkinder große Weltbetrachten auführten. Sie hat es liebevoll und gebuldig getan, die alte Ulme — wer weiß — vielleicht ging ein Ahnen durch ihr hundertjähriges Herz. Als aber die erwachsenen Menschen etwas von unseren Spielen erlauscht hatten, da schüttelten sie die Köpfe und lachten uns aus. „Kinder, Kinder, das kann nie und nimmer geschehen. So was müßt ihr euch gar nicht in den Kopf setzen.“ Und wir schämten uns und hörten auf zu spielen. Der Schlüsselstein war ein anonymes Brief an Bismard, der nie abgeschickt worden ist. . .

Serrlich-schredliche Gegenwart, du große, du hast es an dir, daß du Träume verwirklicht, die so kühn sind, daß nur ein Kind wagen durfte, sie zu träumen!

# Lodzzer Woche.

Allgemeine Betrachtung verdient eine Bekanntmachung, welche die Armendeputation beim Magistrat vor einigen Tagen veröffentlicht hat. In ihr ist die in unserer Zeitung häufig zum Ausdruck gebrachte

**Mahnung an die Arbeitslosen**  
in eindringlicher Weise wiederholt, durch Arbeitsannahme außerhalb von Lodz die Unterhaltungslasten, welche die Stadt gegenwärtig zu tragen hat, zu vermindern. Ihrer Bedeutung wegen stellen wir die Bekanntmachung hierher.

„Die Armenverwaltung sieht sich gezwungen, um die großen Ausgaben für die laufenden Armenunterstützungen einzuschränken und jedenfalls ein weiteres Wachsen dieser Ausgaben zu verhindern, die gesunden, arbeitsfähigen Armen wegen der geringen Arbeitslosigkeit in Lodz, die in allerhöchster Zeit wegen Einstellung weiterer Fabrikbetriebe sich noch erheblich verringern wird, hiermit aufzufordern, unverzüglich jede sich bietende Arbeit auch außerhalb Lodz anzunehmen. Noch ist es zur Zeit möglich, genügend Arbeit nachzuweisen, schon in den nächsten Wochen aber wird dies nicht mehr in dem bisherigen Umfang möglich sein. Wir machen die hiesigen armen Arbeiter darauf aufmerksam, daß sie unter allen Umständen in dieser schweren Zeit verpflichtet sind, nach ihren Kräften für den Unterhalt ihrer Familie selbst zu sorgen, daß sie insbesondere verpflichtet sind, jede ihren Kräften entsprechende Arbeit anzunehmen. Jede Arbeit, durch die der Unterhalt für die Familie gesichert ist, ist ehrenvoll. Eine Arbeit darf nicht deshalb verweigert werden, weil sie dem Berufe oder den geistigen Fähigkeiten nicht entspricht. Die Beseitigung der Not der eigenen Familie muß jeder Mann als seine erste und wichtigste Pflicht anerkennen, andere Beweggründe, auch die zeitweilige Trennung von der Heimat und der Familie dürfte ihn von der Erfüllung dieser Pflicht nicht abhalten.“

Es ist hier festgestellt worden, daß ein großer Teil der Arbeiter sich lieber mit der der Familie gewährten Armenunterstützung begnügt, als daß er sich ernsthaft um Arbeit bemüht, so daß die armen Frauen und Kinder in eine besonders schwierige Lage geraten.

Geschosse im Innern der Stadt vorzestern und gestern angerichtet haben, nach. Auf der Petrikauer Straße ist der Dachstuhl eines Hauses zertrümmert. — Schon gestern war mir die Nachricht zugekommen, daß auch das Haus, in dem sich mein Kontor befindet, durch einen Bombenwurf starke Beschädigungen davongetragen haben soll. Am meisten ist der zweite Stock des Hauses, in dem sich die Wohnung eines in deutscher Kriegsgefangenschaft gehaltenen Arztes befindet, in Mitleidenhaftigkeit gezogen. Die Hofwand hat eine klaffende Öffnung, in den Zimmern sind unbeschreibliche Verwüstungen. Aber auch in meinem Kontor scheint ein Geist der Zerstörung gehaust zu haben. Alle Fensterstößen sind zertrümmert, die Fensterrahmen zerbrochen, verschlossene Türen und verriegelte Fenster durch den ungeheuren Luftdruck aufgerissen, die Möbelleisten durcheinandergerworfen und beschädigt und die großen Schaufensterstößen hinter den eisernen Jalousien in Hunderte von Stücken zerbrochen. Alle Einrichtungsgegenstände sind mit einer dichten Wirtelschicht bedeckt. Menschen sind im Hause nicht zu Schaden gekommen. Im ersten Stock ist ein junges Mädchen in wunderbarer Weise vor Unfall bewahrt worden. Der Badeofen, neben dem sie sich befand, ist durch Sprengstücke in zwei Hälften geteilt, die nebenan stehende Waschküchle an einigen Stellen durchlöchert worden. Das Mädchen hat nur eine geringfügige Verletzung erlitten.

Ähnliche Verheerungen finden sich noch an anderen Stellen der Stadt. Ein Geschöß hat in der Hoffritzer Fabrik gezündet, die niedergebrannt ist. Auf der Oraststraße ist ein Geschöß steilshrag in den Hof eines Hauses gekommen und hat die Küchenwand einer Erdgeschosswohnung mit der darunter befindlichen Kellerwand- und Fundamentpartie auseinandergerissen. Und so ist es noch den Bewohnern von zehn anderen Häusern im Stadinnern ergangen. Einige Menschen sind getötet, eine Anzahl verletzt worden. Ein betrübter Teil der Bevölkerung hat wieder einmal Grund über das „Barbarentum“ der „Preußen“ zu schimpfen. Kritischer Veranlagte können mit der Möglichkeit, daß russische Steilfeuergeschütze in ihrem Ober, die deutschen Flieger zu treffen, die Schäden verursacht haben.

Es steht doch nicht so glänzend um die Russen! Der Häuserblock um das Grand Hotel, in dem der russische Generalstab einquartiert ist, ist an den Straßenseiten Petrikauer, Benedikt, Mikolai und Krulka durch Barrikaden aus umgestürzten Rollwagen „geschützt“. Man fürchtet einen Handstreich der Deutschen, die einen Zug Panzerautomobile in das Stadinnere bringen könnten. Überall herrscht gedrückte Stimmung. Bis zum Abend werden entscheidende Ereignisse erwartet. Es gibt Mitbürger, die allen Ernstes behaupten, ein

Am nun weiteren Mißbräuchen in dieser Beziehung vorzubeugen, werden wir alsbald allen arbeitsfähigen Männern und ihren Familien die Armenunterstützung entziehen, wenn sie dieser öffentlichen Aufforderung nicht nachkommen und böswillig die Arbeit verweigern.

Die öffentliche Armenpflege darf gerade in dieser schweren Zeit nicht mittelbar dazu beitragen, daß der an sich schon geringe Arbeitswille noch mehr oder ganz schwindet.

Auf weitere laufende Armenunterstützung haben daher nur noch diejenigen Familien arbeitsfähiger Männer zu rechnen, die Bescheinigungen vom Arbeitsamt — Promenadenstraße 3 — vorlegen, daß ihnen Arbeit nicht verschafft werden kann.

Bei dieser Gelegenheit ermahnen wir diejenigen, welche z. Zt. Arbeit haben, wenn sie auch die Beschäftigung von der Heimat und Familie fernhält, zufrieden zu sein, daß sie Gelegenheit haben, für die Jhrigen ohne fremde Hilfe zu sorgen und nicht in leichtfertiger Weise die Arbeit niedezulegen, weil sie hier kaum Beschäftigung finden können und die für die Armenunterstützung bereitgestellten Mittel beschränkt bleiben müssen.“

**Bei der Armendeputation**  
ist eine Revisionskommission gebildet worden, welche die Aufgabe hat, eine Kontrolle über sämtliche Einnahmen und Ausgaben der Verwaltung auszuüben, insbesondere aber über eine regelrechte, gewissenhafte und hauswirtschaftliche Veranschlagung der von der Armendeputation den hiesigen Wohltätigkeitsvereinen und Anstalten erteilten Geldunterstützungen zu wachen.

Von der Behörde ist eine von der Schuldeputation ausgearbeitete Ordnung für die Einrichtung von ehrenamtlichen Schulkonzerten bestätigt worden.

**Die Polizeistunde**  
ist seit dem ersten Dezember für Lodz und seine Nachbarstädte auf 7 1/2 Uhr nachts festgesetzt worden. Diese Anordnung, die einen langgehegten Wunsch erfüllt, ist ganz allgemein freudig begrüßt worden.

Aus einer Bekanntmachung des Kaiserlichen Polizeipräsidiums geht hervor, daß das im Gemeindebezirk Gospodarz gelegene Grundstück östlich der Landstraße Ruda-Rzgow, auf dem sich

**Massengräber**  
der in den Novemberkämpfen des vergangenen Jahres gefallenen Krieger befinden, dauernd als Grabstätte sichergestellt werden soll. Gerade jetzt, ein Jahr nach jenen bösen Tagen, begegnet diese behördliche Anordnung allseitiger Zustimmung. Es ist zu hoffen, daß auch die andern Grabstätten, so besonders die bei Rogi, der gleichen Berücksichtigung teilhaftig werden. Die Grundbesitzer und Landwirte der Umgegend werden sich im übrigen nicht der Pflicht entziehen, die auf ihrem Grunde befindlichen Einzelgräber zu sichern und zu pflegen.

## Vom Deutschen Abend.

Der Deutsche Abend am 30. November verlief wie seine Vorgänger in der anregendsten Weise. Daß die Unterhaltungsabende immer mehr Freunde gewinnen, kann man daraus schließen, daß viele Besucher zum ersten Male anwesend waren. Besondere Freude erweckte es, daß ein größerer Kreis von Zgierzer Freunden sich eingefunden hatte, dem zur Mühe ein besonderer Straßenzug bereitgestellt war. Die Verlängerung der Polizeistunde macht sich da wohlthuend bemerkbar. — Geboten wurden einige Liebesvorträge eines Doppelquartetts in Feldgrau und der Vortrag eines klassischen Salonstückes für Klavier. Fr. Stöhr, die bereits früher einmal am Klavier sah und den Anwesenden in geselliger und gewandter Weise ihr Pfeifentakt enthielt, erzielte für ihre diesmaligen Darbietungen großen Beifall. Fr. Frohwein brachte ein Gedicht ausdrucksvoll zum Vortrag.

Der nächste Deutsche Abend am Dienstag trägt den Charakter einer Jahresgedächtnisfeier, so daß ein besonders guter Besuch zu erwarten ist. Vorgelesen sind: eine Ansprache, Liebesvorträge und Rezitationen. Am zeitigen Erscheinen wird gebeten.

**Fünfte religiös-sittliche Abendbetrachtung in der Aula des deutschen Gymnasiums.**

Im Mittelpunkt der Betrachtung stand diesmal das deutsche Haus. Waschen wir es unseren Kindern warm, damit sie stets gerne dahin zurückkehren! — warm nicht allein durch unser liebevolles Verhalten zu ihnen, warm auch durch Kultur des häuslichen Lebens — dazu gehört in erster Linie eine gemütvolle Ausstattung

deutsches Militärauto gefahren zu haben, wie es unter weißer Flagge in die Stadt einfuhr. Die Insassen, deutsche Offiziere mit verbundenen Augen, sollen als Parlamentäre gekommen sein. Sie drohten angeblich mit einem vernichtenden Bombardement der Stadt, falls die russische Armee sich nicht ergäbe.

Lodz soll eine ungeheure Anzahl Verwundeter beherbergen. Man hört Zahlen zwischen 20 000 bis 40 000 nennen. Schulen, Spitäler und sogar für eine Aufnahme hergerichtete Fabriksäle sind mit ihnen überfüllt. Die Einrichtungen für die Verwundetenpflege sind primitiv. Wieder sind es die jetzt so verhassten und jeder Beschimpfung preisgegebenen Deutschen, die tatkräftig und sich aufopfernd die Fürsorge in die Hand genommen haben. Da die Stätten für die Verwundetenpflege nicht mehr ausreichen, so nimmt man die Verletzten in Privatwohnungen auf. Jeder kann heute über die Schreckensbilder des Blutvergießens berichten.

Traurige Nachrichten sind aus Konstantinow eingelaufen. Der größte Teil des Ortes soll zusammengeschossen oder niedergebrannt sein, darunter auch die evangelische Kirche. Die Russen stellten in der Nähe des Pfarrhauses eine Batterie auf, ohne die Umwohner zu benachrichtigen. Erst als die russische Artillerieabteilung von den deutschen Fliegern ermittelt und von deutschen Geschützen unter Feuer genommen ward, wurden die Bewohner der nächsten Häuser gewarnt, daß sie in größter Gefahr schweben. Sie flüchteten, ohne von ihrer Habe etwas retten zu können.

Auch Babianice ist überfüllt mit Militär. Der Stab des Generals v. Plehwe, der die russischen Verstärkungen herangeführt hat, befindet sich dort. Zu den Merkwürdigkeiten dieses Krieges kann eine dreisprachige Bekanntmachung gerechnet werden, die ich heute am Magistratsgebäude in Babianice angeheftet fand. General von Plehwe gibt darin der Bevölkerung des „eroberten“ Gebiets Vorschriften über ihr Verhalten und droht mit härtesten Maßnahmen bei Widersehtlichkeiten. Gelten wir wirklich schon als „Landesfeinde“ oder ist man jetzt in den russischen Stäben so sparsam, daß man die für die Eroberung Deutschlands im voraus gedruckten Bekanntmachungen in Ermangelung einer besseren Verwendung im eigenen Lande ausfängt? Auch auf die Gefahr hin, sich damit lächerlich zu machen?

Bäcker- und Fleischerläden sind in Lodz und Babianice geschlossen. Nahrungsmittel können aus der Umgegend nicht beschafft werden. Die Zufuhr vom Lande ist unterbunden. Wir leben wie in einer belagerten Festung. — Der Weg nach Petrikau (und von da nach Warschau) ist seit heute wieder frei. (Fortf. folgt.)

unserer Wohnräume, die Pflege eines gediegenen Schönheitssinnes innerhalb des Hauses. Das Kind soll sein eigenes Plätzchen darin haben und das Recht dieses selbst zu schmücken — warm auch durch das bewußte Bestreben, ihnen gemüthvolle Stunden zu bereiten, sei es durch gemeinsames Lesen und Singen, sei es durch Pflege traditioneller Sitten. Wir sollen innerhalb des Hauses lebendige Beziehungen herstellen zwischen uns und den Sonn- und Festtagen.

Das deutsche Haus soll offene Türen haben, offen für Freunde — offen auch für Einsame und Bedürftige. Das deutsche Haus soll offene Fenster haben — es soll sich die Aussicht auf den Turm, der hinaufweist zum ewigen Vaterhause, nicht verbauen lassen — es soll offene Fenster haben, damit Licht und Luft hineinströme und mit ihnen die großen Geschehnisse unserer Zeit. Das Haus soll Stellung dazu nehmen, so oder so. Etripart euren Kindern nicht den inneren Kampf um die Ueberzeugung! Nur so bleibt das Haus dem heranwachsenden Sohne, der heranwachsenden Tochter die Zentralstelle ihres seelischen Lebens. — Das Thema vom deutschen Hause ist ein so überreiches, daß es nach 14 Tagen noch einen zweiten Vortrag ausfüllen soll. M. Gr.

— Die „Deutsche Selbsthilfe“, die, wie wir bereits mitgeteilt haben, eine Kohlenverkaufsstelle eingerichtet hat, gibt täglich 500—600 Viertelklocher Kohle zu mäßigem Preise ab, was besonders den weniger bemittelten Vereinsmitgliedern zugute kommt.

## Deutsches Theater.

Die Aufführung der Harry Hoffberg'schen Burleske „Ein kostbares Leben, die Generalprobe eines Lustspiels“ fesselte in Lodz — und so wird es wohl auch anderswo sein — das Interesse vor allem deshalb, weil das Stück eine — Generalprobe ist und also den Theatergästen Gelegenheit bietet, einen Blick auf die Bühne zu tun, wenn die Russen umgelegt und hochgezogen sind, wenn der Theatermeister, der Beleuchter, der „Kulissenführer“, die Inspektantin, die Souffleuse ihres Amtes walten und zwischen den Akten das Volk der Schauspielers vom alles beherrschenden Regisseur „vorgenommen“ wird, die letzten Anweisungen empfängt und mit grimmigem Gesicht, bescheidenem Kopfnicken oder geringfügigem Lächeln die empfangene Lehre hinnimmt. Es war wichtig von der Theaterleitung, die gestrengen Kritiker im Parkett dadurch „dranzukriegen“, daß dem Publikum dank seiner Vergeßlichkeit kaum wahrnehmbar, bei der Kritik der Regisseur Worte aus jüngst gedruckten Rezensionen an die Darsteller richtete. Aber das Schönste war, daß sie sich selbst nicht schonte, daß auch der Mann aus dem Theaterbüro in der geschickt kopierten Gestalt des „bekanntesten Berliner Schriftstellers“ auf der Bühne erschien. Es ist also eine Art intimer Reiz, der das sonst herzlich interesselose Stück verdaulich machen muß. Da ist ein Mann, dessen Leben ein „kostbares“ ist, weil er Schulden hat und der, wie im Märchen, nur eine „edle“ Tat begehen muß, um den rettenden Goldfisch zu bekommen. Die edle Tat wird unbewußt vollbracht, der Graf verzichtet zugunsten eines andern gräflichen Schuldenmachers auf einen Ritt und den ihm sicheren Preis. Aber erst im dritten Akte nach allerlei Irrungen und Wirrungen darf die gute Tat rühbar werden. Denn es gehört zum Effekt, daß vorher ein Duell mit Plazpatronen stattfindet. Und die mehr oder weniger dumm karikierten drei Gläubiger, die „das kostbare Leben“ behüten, müssen zappelnde Angst bekunden. Wäre da nicht im zweiten Akt eine Scene im Theaterbüro, die trotz ihrer Situationskomik einen ernsthaft satirischen Beigeschmack hat, das eigentliche Lustspiel — ohne seine der Wirkung sichere Umrahmung — wäre fast wie abgestandene Limonade. Denn die Witze Hoffbergs riechen ebenso faul wie der Name des Gläubigers Weichselkisch.

Fritz Kampers war nicht ganz in seinem Element, seine Mundart und sein kernhaftes Wesen stehen im Gegensatz zu den gräflichen Lebemannsalüren. Sein Diener (Waldemar Heinke) fand sich in seiner Burleskenrolle gut zurecht. Die Gläubiger, Rudolf Hildenbrandt und Cuno Hagen verdrarben nichts, machten die verzeichneten Gestalten aber auch nicht erträglich. Bernhard Rosen, der Regisseur, Gläubiger und Theaterdirektor Krusemann in wechselnder Gestalt war, bekundete die Gerissenheit des Schauspielers, der in allen Sätteln fest ist. Walter Hanseer verkörperte eine Figur, die ihn freidet, den würdevoll gemessenen, etwas radebrechenden Amerikaner. Ludwig Götz stellte einen guten Weltmann vor uns hin, Maria v. Coburg seine ebenbürtige Gemahlin. Zu erwähnen sind noch Räte Sanden, die den Badisch entzündend mimte, Erich Prutz, der Dramaturg, Margarete Haagen, die selbst als Portiersfrau Blümke reichlich stark auftrat und außer Willi Kasiste, der den Dichtersmann gab, die Reihe der Theaterleute, die sonst hinter den Kulissen wirken. — Das Publikum, das interessiert zusahnte, wie „die blühende Kastanie“ auf den „Eichstamm“ gekehrt wurde und die Sonne auf der verkehrten Seite aufging, dankte durch lebhaften Beifall.

Die Aufführung wurde am Mittwoch zugunsten des Hilfsvereins Deutscher Reichsangehöriger wiederholt.

Am Donnerstag erlebten wir die Aufführung des dänischen „Standals“, Schauspiel von Otto Benzon. Dem Besuch nach zu urteilen, ist unser Lodzger Publikum nicht standalsüchtig. Aber die Wenigen, die Parkett, Loge, Balkon und Galerie schmückten, kamen auf ihre Rechnung. Denn mag auch das Problem, das Benzon aufzurollen versucht, alt sein, mag Brochüren- und Leitartikelsweisheit aus dem Mund der auf die Bühne gebrachten Menschen kommen, wie sie im kühlen Dänemark vielleicht wirklich herumlaufen, das Stück hat dennoch so etwas wie Inhalt und Moral. Aufbau der Handlung und Aufmachung sind geschickt. Es gibt da einen Kommerzienrat, dem Frau und Kinder über den Kopf gewachsen sind — auch körperlich, denn Erich Prutz ist klein. Eine Kommerzienrätin, dummschlag, titelstüchtig, wie sie in hundert Büchern steht, noch parvenuhaftester gemacht durch ihre Darstellerin, die jeder feineren Geberdung bar war — Elfriede Sikora. Zwei Söhne, Stiefbrüder, der eine ein Lebehängling, blasfert, weltflug, näselnd, hochmütig, von Ludwig Götz außerordentlich geschickt dargestellt, der andere, cand. med., ein ernstlicher Mensch, der das Leben von verschiedenen Seiten kennt, der die verlogene Moral und moralische Lügenhaftigkeit verachtet, sich ernsthaft verlieben und ernsthaft enttäuschen kann, verlobt durch Fritz Kampers, der in ruhiger Gesfahtheit und hervordringender Leidenschaftlichkeit überzeugend wirkte. Ein Badisch, der zu dem Mann „aufblöden“ will, sympathisch und naiv dargestellt von Erna Heinrich. Ein Lebemann, der sich die Hörner abgestoßen hat und nun nach verbrauchter Jugend im ruhigen Ehehause landen will, Rudolf Hildenbrandt, gut in Masse und Haltung. Dann Karen Vahl, Ely Mertes, reichlich sentimentale, mit immer etwas schief geneigtem Köpfechen und vibrierender Stimme.

Und der Standal? Nun so: Der cand. med. soll die Jungfer und Gesellschaftlerin in seines Vaters Hause, Karen, nicht heiraten, weil sie auf „niederer sozialer Rangstufe“ steht. Die Stiefmutter, der hochmütige Bruder, der kraftlose Vater sind dagegen. Karen



wird von ihnen gefnetet und gequält, sie soll „entsagen“. Zur Zeit oder Unzeit kommt der Kammerjunker v. Ahnsfeld, der Karen einst verführt hat...

Von meiner Reise nach Deutschland.

Als ich von meiner Reise aus Schneidemühl zurückgekehrt war, wurde ich in Lodz von den Bekannten bestrahlt, ihnen zu erzählen, wie es in Deutschland aussehe, und was man dort für Ansichten über den Krieg äußere.

Was mir in Schneidemühl während meines kurzen Aufenthaltes vor allem auffiel und auf mich den stärksten Eindruck gemacht hat, war die Ruhe, mit der man vom Kriege sprach...

Man scheint in Deutschland den Begriff „Besiegt werden“ nur in Bezug auf Deutschlands Gegner zu kennen. Diese Zuversicht teilt sich mit. Das Gefühl der Sicherheit war während der kurzen Zeit meines Aufenthaltes in Schneidemühl so mächtig über mich gekommen...

Ich war spät abends in Schneidemühl angekommen und konnte auf dem Wege vom Bahnhofe bis zu meinen Anwesen keine Veränderungen, die auf Krieg schließen ließen, bemerken.

Ein anderes kriegerisches Bild boten die regelmäßig um 7 Uhr früh an meinen Fenstern vorüberziehenden Erziehungsmannschaften. Unter Pfeifen und Trommelklang oder mit fröhlichem, taftstem Gesange zogen sie zum nahe gelegenen Übungsplatze...

Noch eine dritte Art von Vaterlandsverteidigern sah ich: die Schuljugend. In den schulfreien Nachmittagsstunden zieht auch sie mit Sang und Klang in's Feld. Gewehre haben sie nicht, die Jungen, aber den Knacksaß packen sie sich gehörig voll...

Dem ersten Tun der Männer reißt sich würdig das der deutschen Frauen und Mädchen an. Von der leichtfertigen, modernen Fußsucht, die vor dem Kriege aus der Großstadt auch auf die Mittelstädte überzugehen begann, konnte ich in Schneidemühl nichts mehr bemerken.

grünen, deren Mann im Felde steht. In früheren Jahren lebte sie ausschließlich der Geselligkeit und der damit verbundenen Puhlsucht, sie konnte sich das „Leisten“, denn an Vermögen fehlte es ihr nicht, und jung und lebenslustig war sie auch.

So ist es bei den Wohlhabenden, die Armen haben andere Pflichten, und auch sie haben erkannt, was sie zu tun haben. Man schilt wohl über die hohen Preise der Lebensmittel, und manchem Kaufmann wird es schül zu Mute, wenn ihm die Rede gilt, aber die Armut fügt sich mit Geduld in die Bestimmungen...

Größter Treffer Eine Million Mark. Einladungs zur Beteiligung an den Gewinn-Chancen der vom Staats Hamburg garantierten grossen Gold-Lotterie, in welcher 13 Millionen 731,000 Mark sicher gewonnen werden müssen.

Eine dringende Bitte an die Glaubensgenossen! In letzter Zeit melden sich bei mir sehr viele Jungfrauen, Frauen und Witwen, die unter Tränen um Beschäftigung bitten.

Demnächst erscheint im 37. Jahrgang „Der Hausfreund“ Volkskalender 1916 zum Preise von 30 Pfennig.

Um der allgemeinen Not in Pabianice Steuern zu helfen, haben sich Musikfreunde unter Führung des Pabianicer Männergesangsvereins zusammengeschlossen und veranstalten am Sonntag, den 12. d. Ms., um 8 Uhr nachmittags, in der Turnhalle, ein Wohltätigkeits-Konzert.

Gewinne nach dem Kriege der Kgl. Sächs. Landeslotterie ev. 800 000 Mk. Prämie 300 000, 500 000, 200 000, 150 000, 100 000 usw.